

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 16.

Berlin, Freitag den 5. Februar

1836.

### H o l l a n d.

Admiral de Ruyter und Jean Bart.

Aus Eugène Sue's Geschichte der Französischen Marine. \*)

Derjenige Theil der östlichen Küste Englands, welcher von der Seeseite an die Grafschaft Essex gränzt, erstreckt sich, in der Richtung von Süden nach Norden, von der Mündung der Themse, bis zu dem Orte, wo sich die Flüsse Stour und Orwel ins Meer ergießen, nahe bei jenen Untiefen, welche man die Bänke von Harwich nennt.

Bei Ost-Nordost- und Südostwinden gewähren die Bänke von Harwich einen sicheren Ankerplatz. Die Flotte der vereinigten Niederländischen Provinzen ankerte daselbst bei einer leichten Breeje aus Südost am 30. Juli.

Die Escadre stand unter den Befehlen Michael Adriaen de Ruyter's, Groß-Admirals im Dienste der General-Staaten, und war aus 75 Kriegsschiffen und 11 Brandern zusammengesetzt.

Die feindlichen Flotten lagen ungefähr zwanzig Meilen aus einander und erwarteten nur einen günstigen Augenblick, um sich eine neue Schlacht zu liefern.

Eine leichte Kälte wehte von Südosten her, und die Flotte der vereinigten Provinzen lag, in drei Linien getheilt, in der schönsten Ordnung vor Anker. Im Centrum erhob sich, alle andere Schiffe beherrschend, das Linienschiff von achtzig Kanonen, „die sieben Provinzen“, an Bord desselben hatte de Ruyter seine Admiralflagge aufgesteckt. Dieses Fahrzeug galt allgemein für das prächtigste in der Holländischen Marine und verdiente diesen Ruf nicht nur durch seine Ueberlegenheit im Segeln, sondern auch wegen des großen Reichthums von Bildhauerarbeiten, womit man die fünf Stockwerke seines Hintertastells geschmückt hatte. Obgleich dies Kastell selbst sich schon zu einer ungewöhnlichen Höhe erhob, wurde es doch noch von dreien, aus vergoldeter Bronze bestehenden Seeleuchten überragt, so daß das Heckbord des Schiffes sich zu einer Höhe erhob, die mit zwei Dritttheil der Höhe des großen Mastes parallel stand. Aber dessenungeachtet, oder vielmehr gerade dieses ungeheuren Kastells wegen, gewährte dieses Schiff einen majestätischen Anblick; man konnte nicht ohne Bewunderung diese Masse von Holz und Eisen anschauen, die sich wie ein Riesenthurm aus der Fluth erhob.

Es war ungefähr um acht Uhr Morgens, als der Soldat, welcher auf der vorderen Schanze die Wache hatte, einen Logger anrief, der mit ausgefügten Segeln gerade auf das Admiral-Schiff losfuhr. „Franzosen, mit einer Botschaft des Gouverneurs von Calais!“ antwortete man in ziemlich gutem Holländisch, während sich das leichte Fahrzeug dem Admiral-Schiffe immer mehr näherte. — „Legt an am Steuerbord!“ rief der Soldat. Kaum war dieser Befehl gegeben, als der Logger seine Segel einjog und längs dem Fallreep des großen Schiffes schoss; die emporgestreckten Masten des kleinen Fahrzeuges reichten nicht an die Verschanzungen des Admiral-Schiffes.

Ein Holländischer Offizier näherte sich dem Fallreep, ließ die Strickleiter hinab, und bald darauf betraten die Herren Cavoye, d'Harcourt und Coislin das Verdeck der „Sieben Provinzen“, überholt von dem jungen Jean Bart, der, erfahren in der seemannischen Gymnastik, ihnen in drei Sprüngen zuvorkam.

Der Anzug sowohl als die Gestalt unserer Edelleute hatten eine eben so nachtheilige als auf natürlichem Wege herbeigeführte Veränderung erlitten, denn die harten und unerbittlichen Wellen hatten sie, während sie in einem kleinen Fahrzeuge den Kanal passirten, auf eine furchtbare Weise durchgeschüttelt. Die Gesichter dieser freiwilligen Seeleute waren bleich und niedergeschlagen; ihre Perrücken, ihre Federn und Bänder trieften von Wasser, und obgleich die Sonne schon ziemlich warm schien, zitterten sie doch vor Kälte.

Der Holländische Offizier, welcher der Französischen Sprache mächtig war, empfing die drei Herren, und sobald er erfuhr, daß sie eine Botschaft von Seiten des Grafen Charost zu überbringen hatten, schickte er sich an, sie zu de Ruyter zu führen und sie in das oberste Stockwerk, wo der Admiral wohnte, zu geleiten.

Jean Bart, beide Hände in den Taschen seiner weiten Flämändischen Weinkleider, prüfte mit Bewunderung die Takelung des Schiffes; als er aber hörte, wie der Holländische Offizier die Edelleute ersuchte, ihm zu folgen, drängte er sich diesen ohne Umstände vor, stellte sich nahe vor den Offizier, und, die Hand an seine wollene Mütze legend, sagte er: „Ich bin es, mein Herr, den Sie zum Admiral zu führen haben.“

„Was will der junge Mann?“ fragte der Offizier, nicht wenig erstaunt, daß der kleine Seemann sich den drei Edelleuten vordrängte. — „Ich will den Admiral sehen und ihm meine drei Passagiere überliefern, denn ich bin der Capitain jenes Loggers!“ entgegnete Jean Bart mit jenem ruhigen und entschlossenen Ton, der ihm eigen war. — Der erstaunte Offizier sah ihn an, ohne ein Wort zu sagen. „Sie dürfen ihm unbedingt Glauben schenken, mein Herr!“ sagte Cavoye; „er ist in Wahrheit unser Capitain, und überdies ein braver Seemann... Aber, bei Gott! man soll mich nicht wieder dahin bringen, auf eine solche Weise zu segeln; — es ist eine wahre Hölle in einem so kleinen Fahrzeuge, — seit der Abfahrt von St. Paul sind wir nicht aus dem fortwährenden Seebade herausgekommen; — aber der Wahrheit die Ehre, der Kleine hat uns mit geschlossenen Augen hierher gebracht, ganz wie er es vorhergesagt hatte, und auf mein Wort, obgleich er noch sehr jung ist, ist er doch ein gewandter Steuermann. Thun Sie immer, was er verlangt, mein Herr, es ist Alles in Ordnung.“

Der Holländer maß Jean Bart mit einem Blick des Erstaunens und sagte dann mit spöttischem Tone: „So folgen Sie mir denn, Herr Capitain!“

Und Jean Bart, beide Hände wieder in die Tasche steckend, folgte dem Offizier, seine Augen mit einer seltsamen Neugier rings umher werfend, und auch die geringfügigsten Gegenstände dieses schönen Schiffes, wo sie sich ihm darbieten, sorgfältig prüfend. Als sie nahe an die Thüre gekommen waren, die in die Wohnung des Admirals führte, näherte sich Coislin dem Holländischen Offizier und sagte zu ihm mit gedämpfter Stimme: „Aber, mein Herr, wäre es nicht schicklicher, bei dem Herrn Admiral de Ruyter anfragen zu lassen, ob es ihm gefällig wäre, uns zu empfangen? Wir könnten uns während der Zeit umkleiden und mit Anstand vor Sr. Excellenz erscheinen.“

„Meine Herren“, sagte der Offizier lächelnd, „unser Admiral macht sich aus solchen Förmlichkeiten nichts. Das ist ein leutfeliger Herr, zu dem der geringste seiner Matrosen ungeschert treten kann, wenn er ihm etwas zu sagen hat. Was Ihre Garderobe betrifft, so wird der Admiral nicht die geringste Notiz davon nehmen, ich versichere Sie.“ Mit diesen Worten stieß der Holländer die Thüre auf, und die Franzosen traten in ein geräumiges Zimmer, das auf die einfachste Weise möblirt war. Das Gestel war mit einer röthlichen Farbe bedeckt, in der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch, mit einer Decke von braunem Schafleder, ohne Vergoldung, um denselben mehrere Stühle von Rußbaumholz. „Aha!“ sagte der Offizier, „der Admiral belustigt sich ohne Zweifel, indem er seinen Lieblingen zu essen giebt, — seinen Säbnern“, flügte er hinzu, als er das Erstaunen der Franzosen bemerkte, „da ist er... in dem Cabinet... zur Rechten.“

In der That war ein ziemlich großer Säbnerkästchen innerhalb eines der Fenster angebracht, und der Admiral warf das Korn, nachdem er es vorher sorgfältig gereinigt hatte, vier prächtigen Flämändischen Säbnern vor, deren gelb und schwarzes Gefieder wie Gold und Ebenholz glänzte.

Der Holländische Offizier hatte dem Admiral seine Meldung im ehrsüchtvollsten Tone gemacht; dieser wandte sich um und näherte sich den Edelleuten. De Ruyter war damals ungefähr sechzig Jahre alt, seine Haare waren ganz weiß, und sein ebenfalls weißer Knebelbart war nach Art und Weise der alten Seeleute in die Höhe gesteckt. Sein Wuchs war schwächlich, sein Gesicht breit, seine Stirn hoch, seine grauen Augen durchdringend, sein Teint gebräunt. Seit der Zeit, daß man in seiner Jugend ihm Gift beigebracht hatte, blieb in seinen Nerven ein leises Zittern zurück, das unausgesetzt seinen Körper in Bewegung erhielt. Seine Kleidung bestand aus einem langen Rocke von grobem schwarzen Tuche, der oberhalb der Hüften von einem ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. Er begrüßte die Französischen Edelleute mit Wohlwollen, dann weckte sein Auge einen Moment auf Jean Bart, der ihn mit höchst naiver Bewunderung betrachtete.

„Herr Admiral“, sagte der Offizier, „diese Französischen Herren sind die Ueberbringer einer Botschaft von Seiten des Herrn Gouverneurs zu Calais, und dieser junge Seemann hat sie hierher geführt.“ Hierauf verbeugte sich Cavoye achtungsvoll vor dem Admiral und überreichte ihm die Depeschen des Herrn von Charost; de Ruyter begann sie zu lesen.

Seit einigen Minuten war in der ganzen Haltung Jean Bart's eine völlige Veränderung vorgegangen; er, noch vor kurzem so ruhig, so sorglos, so sicher, ward plötzlich verlegen, er erröthete, der Schweiß trat ihm vor die Stirn, und wenn der stehende Blick des Admirals ihn zufällig traf, senkte er seine Augen mit einer auffallenden Verlegenheit zu Boden.

\*) Vgl. Nr. 11. des Magazins vom 3. 1835.

Nur eine so eigenthümliche Organisation, wie die Jean Bart's, konnte zu einer so seltsamen Art der Bewunderung hingerissen werden, als er vor dem Menschen stand, der in seinen Augen wirklich groß war. Der natürliche und entschlossene junge Mann konnte, ohne sich zu verwirren, einem großen Herrn, wie Coislin oder Cavoye, dreist ins Gesicht sehen, aber er konnte die Ausbrüche seiner Hochachtung und Bewunderung nicht hemmen, als er sich einem Seemann wie de Ruyter gegenüber sah. Für ihn war de Ruyter das, was für den Hof der König ist, was Newton für den Gelehrten war.

Als der Admiral von den Brieffschaften des Grafen von Charost Kenntniß genommen hatte, sagte er zu den Edelleuten in ziemlich gutem Französisch, aber mit kaltem gezwungenen Tone, daß er sie, da sie es wünschten, einem Seegefecht würde beimohnen lassen und sie bis dahin mit Vergnügen an seinem Bord sehen würde.

Cavoye, d'Harcourt und Coislin bezeugten ihm ihren Dank, Cavoye fügte hinzu: „Erlauben Sie mir, Herr Admiral, Ihr Interesse für den jungen Mann, der uns hierher gebracht hat, in Anspruch nehmen zu dürfen. Ich kenne ihn nicht wieder; noch vor kurzem war er treuhaft und verwegend, wie ein Page, und jetzt ist er ganz verwirrt.“ — „Er ist in der That ganz engbrüstig geworden“, fügte d'Harcourt hinzu. — „Ganz perplex!“ sagte Coislin.

Bei jedem Worte steigerte sich die Ungeduld des armen Jean Bart, endlich wandte er sich mit Lebhaftigkeit an seine Passagiere und sagte mit funkelnden Augen: „Beim heiligen Kreuz! Ihr habt gesehen, daß ich in Eurer Nähe auch nicht einen Augenblick engbrüstig oder perplex gewesen bin.“

„So bin ich es, der Dir diese Furcht einsößt?“ fragte de Ruyter mit wohlwollendem Tone. — „Ja, — nein — Admiral — Sie, — aber, ich wollte, — es ist nur...“

Und Jean Bart, mit feuchten Augen und glühendem Gesichte, verwirrte sich völlig und konnte die Sprache nicht wiederfinden; er warf sich zu den Füßen des Admirals und umfaßte seine Kniee.

„Nun, nun, beruhige Dich, mein Junge!“ sagte der Admiral, etwas stolz auf den Eindruck, den er hervorgebracht hatte.

„Meine Herren“, fuhr der Admiral fort, „man wird Sie in die Wohnung führen, welche ich für Sie bestimmt habe; um zwölf Uhr erwarte ich Sie zum Mittagessen; wenn Sie vorher etwas bedürfen sollten, wird mein Diener es Ihnen reichen.“

Die Franzosen verbogen sich, gingen hinaus und ließen Jean Bart mit de Ruyter allein.

Die erste heftige Gemüthsbewegung war vorüber. Jean Bart erhielt sein kaltes Blut wieder und zeigte sich ziemlich besonnen, als der Admiral ihn von neuem anredete.

„Nun, mein Junge, hast Du Dich jetzt beruhigt?“ fragte de Ruyter. „Es kommt schon, Herr Admiral, es kommt schon. Aber, beim heiligen Kreuz! der erste Augenblick war schwer zu überstehen; denn ich, der weder Gott noch den König gesehen hat, bin bis heute noch nichts Ehrwürdigerem begegnet, als einem Seemann wie Sie, Herr Admiral.“

Diese kunstlose und ungesüßelte Bewunderung schmeichelte de Ruyter; er lächelte und sagte mit jenem verabschließenden, aber heiligen Ernst, der einer der hervorsteckendsten Züge seines Charakters war: „Nicht ich, mein Kind, Gott hat mich so gemacht, wie ich bin; auch gebe ich ihm alle diese Lobsprüche zurück, denn Gott würde mich verlassen, wenn ich die Eitelkeit hätte, zu glauben, ich wäre und vermöchte etwas ohne seinen Beistand. Du kommst also von Calais?“

„Ja, Herr Admiral; eigentlich von St. Paul, ganz nahe bei Calais.“

„Und Du kommandirst den Logger?“

„Ja, Herr Admiral; das ist aber nicht schwer; ich bin schon öfter in diese Gewässer gekommen; ich war auf einem Schmuggler, der bald zu Calais, bald an der Küste von Suffolk landete. Wir luden unsere Waaren immer in der Nähe der Holfey-Bai aus.“

„Und bist Du Niemandem begegnet, als Du hierher kamst? Hast Du kein Drlogschiff gesehen?“

Jean Bart antwortete nicht; er erröthete sehr, kratzte sich hinter den Ohren, drehte seine Mütze zwischen den Händen und senkte den Kopf.

„Warum wirst Du roth?“ fragte de Ruyter erstaunt, „bist Du ein Lügner?“

„Ein Lügner? Beim heiligen Kreuz! Glauben Sie das nicht von mir, Herr Admiral; aber die Sache verhält sich so: Man hatte mir zu Calais, auf Befehl des Herrn Gouverneurs, gesagt, daß es gefährlich für mich sein würde, wenn ich mich im Hersegeln vom geraden Wege entfernte, so lange der Wind gut sey.“ —

„Nun?“

„Nun, Herr Admiral! Auf die Gefahr hin, gebangen zu werden, habe ich mich doch von meinem Course entfernt, und anstatt von St. Paul geradesweges hierher zu steuern, habe ich, als ich mich gegenüber von Königs-Diep befand... es that sich jaft im Nord-Ost eine leichte Kühle auf... ich lavierte also rasch in den Kanal herein, der mir sehr wohl bekannt ist.“

„Nun, und was hast Du gesehen?“ rief de Ruyter mit Ungeduld; „hat man Dich nicht verfolgt?“

„So war es, Herr Admiral! Da mein Logger mehr fliegt als segelt, dachte ich, wenn auch einer der Kreuzer an der Küste Jagd auf dich macht, so hast du doch die Höhe und lockst ihn aus dem Fahrwasser, da muß er dich wohl in Frieden lassen, denn eine Fregatte ist zu durstig, als daß sie sich mit dem Wasser begnügt, das auf den Bänken von Heap zu finden ist; deshalb segelte ich immer weiter, auf die Gefahr hin, zuamant den drei Federhutträgern, die ich hierher gebracht habe, genommen zu werden... ich wollte nun einmal etwas sehen und habe auch gesehen, denn als ich so weit vorgebrungen war, daß mir Colchester im Ost-Nord-Ost blieb...“

„So weit warst Du vor? So weit?“ unterbrach ihn de Ruyter lebhaft.

„Ja, Herr Admiral; aber weiter durfte ich nicht vordringen, denn alle Falken, Wesen und Sonnen, welche das Fahrwasser bezeichnen, waren zerföhrt; ich hielt also an, und nahe bei Middle-Grund sah ich zwölf bis fünfzehn Fregatten, welche mit dem Lande signalisirten und dann ihre Segel aufzogen... Ich drang indessen doch noch ein wenig vor und sah die Masten mehrerer Schiffe, welche mir vor Ducens-Borough zu ankern schienen. Da setzte ein Kreuzer Segel bei und machte Jagd auf mich; aber nahe bei Westrocks habe ich ihn aus den Augen verloren, und bin dann hier angekommen.“

„Gut, sehr gut, mein Kind!“ sagte de Ruyter und schlug dem jungen Manne auf die Schulter; „Deine Nachrichten sind sehr gut und lassen die nicht bezweifeln, welche man dem Vice-Admiral de Vries überbracht hat. Du hast mir, in Wahrheit, einen sehr wesentlichen Dienst geleistet. Kann ich etwas für Dich thun?“

„Beim heiligen Kreuz! Wenn ich dürfte, Herr Admiral, so würde ich fragen...“

„Nun, so rede.“

„Ich würde Sie bitten, Herr Admiral, meinem Herrn den Logger zurückzuschicken, der Lootse zu St. Paul ist, und mich bei Ihrer Flotte zu behalten, sey es nun als Aufwärter oder als was sonst“, sagte Jean Bart und hob die Hände bittend empor.

„Das will ich, mein Sohn“, sagte de Ruyter, „recht gern will ich das. Du bleibst also auf meinem Schiffe, und ich werde den Logger durch einen stehenden Segelmeister, den ich den Engländern wieder abgenommen habe, zurückbringen lassen.“

„Dank! Dank! Herr Admiral. Aber, da ist... ich habe einen alten Seemann bei mir, der mich nicht verläßt, der mir Vater war, — werden Sie den auch behalten?“

„Ich werde, mein Junge!“

„Herr Admiral!“ sagte Jean Bart sehr bewegt, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen sagen soll, was ich fühle; aber, beim heiligen Kreuz! Sie sind ein Seemann, wie der See-Fuchs, von dem mein armer Vater mir erzählt hat... Das ist Alles, was ich sagen kann; sehen Sie, Sie sind ein zweiter See-Fuchs.“

Dagegen de Ruyter nicht völlig verstand, was in dieser Vergleichung Schmeichelhaftes für ihn lag, so gefiel ihm doch der Ausdruck der innigen Dankbarkeit, die ihm aus den feuchten Augen Jean Bart's entgegenleuchtete, und er antwortete ihm mit wahrhaft väterlichen Tone:

„Du bist ein guter Junge, fahre fort, Gott zu vertrauen, er sey Deine Stärke und Hoffnung, und wer weiß, Du steigst vielleicht. Höre mich an, mein Sohn, denke immer an das, was ich Dir jetzt sagen werde. Man nennt mich Admiral, nicht wahr? Ich befehle hundert Drlogschiffe? Nun denn, ich sing damit an, wie täglich einen Sou durch Raddrehen auf den Seilereien zu Bliffingen zu verdienen. Du siehst also, durch Gottes Gnade und Hilfe kann man Alles erlangen, wenn man sein Geschick in seine Hände legt. Geh, ich werde Dich nicht vergessen.“

Und der Admiral verabschiedete Jean Bart, nachdem er ihn nebst dessen altem Freund Sauret von dem Schreiber in die Muster-Rolle des Schiffes hatte eintragen lassen.

(Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Was ist Wahrheit?

(Schluß.)

Ich bin weit davon entfernt, die Anstrengungen des Gedankens, das Streben nach der Wahrheit verunglimpfen zu wollen; es ist ein ohnmächtiges, wie ich glaube, aber ein edles und würdiges, und es giebt feurige Seelen, für die der Drang nach Wahrheit, die Hoffnung darauf und die vermeinte Errengenschaft derselben ein so hohes Gut ist, daß es grausam seyn würde, wollte man ihnen diesen Wahn benehmen und ihnen sagen, sie hätten die Wahrheit doch nicht erreicht und würden sie auch nimmer erreichen. Man muß sie gewähren lassen und erwarten. Wenn sie die Wahrheit haben werden für alle Welt, so wird sie alle Welt auch anerkennen; denn es existirt kein Mensch, er möge so schlecht organisiert und dürrig begabt seyn, wie er wolle, der die Wahrheit nicht anerkennt; indessen können wir auch überzeugt seyn, daß, so lange die Wahrheit, die eigentliche allgemeine, noch nicht gefunden ist, Alles, was man uns dafür aufschwanken will, bestritten und angefochten werden wird — das ist sicher. Wenn ein rechtshaffener Mann zu mir sagt: „Mein Gegner ist ein rechtshaffener Mann, und wir stehen doch gegen einander blank“, so ziehe ich aus dieser Aeußerung den Schluß, daß einer von Beiden sich nothwendig in einem Irrthume befindet; ich schlicke weiter, daß sie nothwendig Beide in einem Irrthum sind, und zweifle keinen Augenblick, daß, wenn ich mich darauf einlasse, sie über ihre Ansichten und Lehren verständigen und vereinigen zu wollen, ich als der Dritte gleichfalls mit derselben Nothwendigkeit in Irrthum gerathe. Warum? Weil die Wahrheit nicht in irgend Einem Bestimmten, sondern weder in dem Einen, noch in dem Anderen, noch in mir ist. Was zu thun bei solcher Bewandniß der Sache? Die Stäubchen Wahrheit, die wie Drei dafür erkennen, aus dem Sande aufheben, Jedem die lassen, die ihm in die Hände kommen und auf die übrigen Verzicht leisten.

Ich habe viele Länder brücht, habe viele Menschen gesehen, mit vielen Parteien verkehrt, mich mit dem Glaubens-Bekenntniß vieler Sekten vertraut gemacht; und ich erkläre, daß ich niemals eine Meinung zu vernehmen gehabt, die mir völlig absurd erschienen wäre, der ich nicht sogleich eine Seite der Rechtfertigung hätte abgewinnen, oder sie zu einem solchen Grade von Allgemeinheit läutern können, daß sie die Billigung ganz achtbarer, ja oft sehr bedeutender Personen hätte gewinnen müssen. Ich habe nie gesagt: Das ist nicht die Wahrheit — das ist ein harter Ausdruck und macht böses Blut; ich habe nur immer gesagt: Mir ist das nicht die Wahrheit. So bin ich mit allen Zeichen

und Farben, mit dem verschiedenartigsten Gesinnten immer in gutem Vernehmen geblieben; die einzelnen Differenzpunkte habe ich bei Seite zu schieben und da stehen zu lassen, mir auf diese Weise die Weite und Breite des übrigen Lebens und Verkehrs mit den Menschen offen zu erhalten gewünscht und mich gar wohl dabei befunden. Die beiden humansten Menschen, die mir auf meinem Lebensgange begegnet sind, waren ein Jakobiner und ein Ebuon. Meine freundschaftliche Vermittlung näherte Beide einander; am Abend hatten sie sich einander todtschlagen wollen, und am Morgen hätten sie sich todtschlagen lassen für einander. Es war also ein Positiv-Wahres in ihnen Beiden: sie waren Beide gut. Noch heut sind sie uneins in der Theorie und werden es auch bleiben ihr Lebelang, aber nie werden sie wieder aufhören, sich zu lieben.

„Dieser Mensch denkt nicht wie ich!“

„Ich glaub' es gern, und nichts wäre mehr zu verwundern, als wenn er in allen Dingen dächte wie Du; er ist braun, und Du bist blond; er ist alt, Du jung; er ist klein, Du bist groß; er ist verheiratet, und Du bist Wittwer; er ist arm, und Du bist reich; willst Du ihm deshalb an's Leben?“

„Wer sagt denn das!“

„Kannst Du Dir nicht denken, daß seine physische Organisation, seine bürgerliche Stellung, sein Alter, sein Vermögen, seine Neigungen, daß alles das auf seine Weise, zu empfinden und zu urtheilen, Einfluß haben mag?“

„Wer bestreitet das? das weiß Jeder.“

„Würdest Du ihm Dein Pferd, Deine Tochter, Dein Geld, Dein Geheimniß anvertrauen?“

„Ich glaube, ich könnte es thun, ohne Gefahr zu laufen.“

„Würdest Du, um Dich dazu zu entschließen, von ihm verlangen, er solle eine blonde Perücke aufsetzen, seinen Taufschein um 30 Jahre versäugen und vor Allem seine Frau unter die Erde bringen?“

„Was für tolles Zeug!“

„Nun, so laß ihm denn auch seinen Sinn, die Dinge anzusehen — und hör' auf mit deinen Versuchen, ihn zu Deiner Meinung zu bekehren, denn nichts ist ihm eigener und gehöret ihm individueller an, als sein eigener Sinn.“

Was das Berkehrteste ist bei aller Profektorenmacherei, ich wiederhole es, ist, sich einen Zweck, ein Ziel vorzusetzen, welches man nun und nimmer, man mag thun, was man wolle, erreicht, und von dem man dann gerade am weitesten entfernt ist, wenn man dicht daran zu seyn wähnt; denn es mag ein Mensch die Gabe der Ueberredung und Ueberzeugung in einem so hohen Grade als nur immer denkbar besitzen, immer und ewig wird es ihm doch unmöglich bleiben, seine Meinung in einen Anderen hineinzubringen, das heißt, gerade so wie er sie hegt, wie sie ihm vorschwebt in bestimmtester Eigenthümlichkeit und mit allem Besonderen, was sich für ihn daran knüpft — so daß er sie wieder erkennen würde als die seinige, wenn sie ihm aus dem Anderen in leibhaftiger Gestalt wieder unter die Augen treten möchte. So viel Leute, sagt ein altes weises Sprüchwort, so viel Empfindungs- und Betrachtungsweisen. Es kommt oft vor, daß zwei Geister von durchaus verschiedener Beschaffenheit, ja bisweilen völlig entgegengesetzten Motiven, Gesichtspunkten und Absichten, sich in einer und derselben Gesinnung, in einem und demselben Gesühle begegnen — so daß also die entschiedenste Identität und Uebereinstimmung in der Praxis mit der vollkommensten Antipathie und Gegnerschaft in der Theorie bestehen kann. Es hat vielleicht noch kein Mensch an sich die Erfahrung gemacht, daß er genau dasselbe gewollt, was ein Anderer, und man würde nicht wenig erschauern über den geringen Grad von Uebereinstimmung in Absichten und Gesinnungen, den man unter den Anhängern einer und derselben Sekte, möchte man ihnen in die Karte sehen, antreffen würde. Und dies ist der Grund, warum alle Revolutionen, die durch Beharrlichkeit und Geschick dieser oder jener Partei ins Werk gesetzt werden, in ihrem eigenen Schoße den Keim eines Bürgerkrieges tragen. Denn Nichts, so homogen und einzig sie für sich selber scheinen mag, ist doch so zwieträchig und sich beschwendend in den Elementen, die sie bilden, als eine Verschwörung. Es würde ein Eindruck des Entsetzens, aber höchst interessant seyn, wenn wir eine bis auf die letzte Stufe ihrer Entwicklung, bis zu ihrem letzten Ausdruck könnten gelangen sehen, wenn die natürliche Trägheit der Masse es dahin kommen ließe. Hätte sie am Abend gefügt, so würde sie schon am nächsten Morgen zwei scharf bestimmte Parteien zeigen, die wiederum einen zweiten Kampf und zweiten Sieg notwendig machen würden, und so würde es immer fort gehen, die Sieger immer wieder in neue Kämpfer zerfallen, so lange, bis nur noch zwei Menschen, das heißt zwei Ideen, übrig wären, von denen dann endlich der Stärkere oder geschicktere sich des anderen entledigen und allein übrig bleiben würde. Einzelne Lineamente hiervon bietet uns die Geschichte der Triumvirtenkriege und des Wohlfahrts-Ausschusses dar. Nur der gesunde Verstand der Massen hat nach der Schlacht bei Actium und nach dem 9. Thermidor den Ausschlag gegeben und der verheerenden Wuth des endlosen Kampfes Einhalt gethan. Aber was heißt gesunder Verstand der Massen, wird man einwerfen, wenn das Geschlecht einmal nicht berufen ist, die Wahrheit zu erkennen? Diesem Einwurf ist leicht zu begegnen: der gesunde Verstand der Massen, das heißt: der Instinkt des eigenen Interesses.

In der That, das allgütige Wesen, wie es jedem seiner Geschöpfe einen schirmenden Instinkt zum Schutz gegen Gefahr und Tod gegeben, konnte auch den Menschen nicht dem bloßen Lichte seiner thörichten, vor Eitelkeit verblendeten Vernunft überlassen; denn wäre das geschehen, keine menschliche Verbindung, kein Staat würde auch nur eine Aera von vierzehn Tagen erleben. So hat ihn denn Gott mit der instinkt-mäßigen Erkenntnis des Guten und Bösen ausgestattet, die einzige Erbschaft, die der Mensch aus dem Paradiese mitgenommen. Diese Erkenntnis, dies Wissen ist die allgemeine Moral, keine erworbene Wahrheit, weil wir die Wahrheit einmal nicht erwerben können — sondern eine

eingeborene, deren wir, ohne weiter zu wissen, wie und warum, theilhaftig sind, ganz auf dieselbe Weise, durch dieselbe Gnade, wie der übrigen Vermögen und Fähigkeiten unserer Organisation. Es ist dies die große Vorschrift: „Was Du nicht willst, das Dir geschieht, das thu' auch keinem Andern nicht“; der naive Ausdruck, die reine Formel für die erste aller gesellschaftlichen Nothwendigkeiten, das heißt eines Interesses, das zum Gesetz geworden ist — und doch hat es noch Gottes selbbedürft, es förmlich erst zu geben und als Gesetz zu fassen und aufzurufen, gleichsam um schlagend zu beweisen nach so viel Jahrhunderten, daß uns keine einzige Wahrheit, auch nicht die erste und reinsten, eigen ist. Nur vier und zwanzig Stunden lang nehme man aus der civilisirten Welt dies ihr Grundprinzip weg, und das ganze Gebäude wird zusammensinken. Die Geschlechter, die den Erdball nach uns zu bewohnen berufen sind, werden auch nicht einmal eine Spur von unserem verwehten und zerriebenen Daseyn finden.

Der Trieb der Ordnung ist auch so ein Instinkt-mäßiges, ein Geschenk der Natur, ein Thun wie das der Bienen, der Ameisen und des Wibers. Unsere Idee vom Schönen in der Kunst ist nicht das Resultat aus einer oder mehreren Wahrheiten, die wir uns erworben. Wenn wir die Wahrheit haben müßten, um das Schöne zu genießen, so würde das Wort schön in gar keiner Sprache existiren. Das Schöne ist Ordnung und nichts anderes. Die sogenannte schöne Unordnung der Dichter, und vor ihnen noch die schöne Unordnung der Natur, ist schön in der That nur darum, weil sie eine innere verborgene Ordnung offenbart. Die schneidendsten Kontraste können eben so viel geheime Harmonien an den Tag legen, als es die regelmässigste Symmetrie nur vermag. Die Symmetrie ist eine Weise der Ordnung, aber ist keinesweges die wesentliche und absolute Form derselben. Die Gestalt und Weise, in der das Schöne uns erscheint, kann also sehr verschieden seyn, aber nie wird es in einer Weise erscheinen, die nicht Ordnung in sich hat.

Man würde sich aber hier in einem großen Irrthum befinden, wenn man den Schluß ziehen wollte, daß, weil der Trieb der Ordnung und das Gefühl dafür dem Geschlecht eingeboren sey, nun auch der Sinn für das Schöne allen Individuen gemeinsam seyn müsse. Gerade dieser Sinn ist in's Unendliche modifizirt unter den Menschen, von der vollkommensten Unempfindlichkeit an bis aufwärts zum exaltirtesten Entbusiasmus. Es ist dies eins der Geheimnisse unserer Organisation, die am fruchtbarsten seyn möchten hinsichtlich der Folgen, die daraus zu entwickeln wären — die aber zugleich auch noch am wenigsten in ihren Tiefen ergründet sind. Vor den Wundern der Schöpfung und des Genies steht der Cretin aus den Savoyischen Thälern ungerührt, in thierischer Dumpfheit; der glücklich-organisirte gebildete Mensch schöpft seinen höchsten Genuß daraus — und der Mensch, dessen Empfindungsvermögen durch übermäßige Prädisposition oder übermäßige Steigerung durch Kultur auf den höchsten Grad gespannt worden, wird verückt. Alle Drei haben denselben Sinn, nur daß sie ihn auf ganz verschiedene Weise brauchen und er sich in Jedem unter einem verschiedenen Einfluß manifestirt. Dies Problem ist die Geschichte der Menschheit.

Jeder Mensch, behaupte ich, bildet sich seine eigene Welt, die mehr oder minder oder auch gar nicht derjenigen ähnlich steht, die sich die Andern gebildet haben, und die, vermöge der fehlerhaften Beschaffenheit seiner Organe und der dadurch hervorgerufenen Täuschungen, eine von Gottes Schöpfung durchaus verschiedene werden kann. So wird, was dem Einen positive Wahrheit ist, das heißt seiner Auffassung mit einem fehlerhaften Organ zufolge, für die Uebrigen oft nichts weiter als ein Irrthum seyn. Ist ein Individuum ausschließlich darin befangen, so nennt man ihn Manie, Träumerei, Vision; bekümmert sich eine beträchtliche Anzahl von Individuen dazu, so heißt er Sekte, Schisma, Revolution. Nimmt diese Anomalie, dieser abweichende Zustand in der folgenden Generation noch zu, so verändern die gesellschaftlichen Verhältnisse ihre Form. Diejenige Partei, die am festesten in sich zusammenhängt, deren Ueberzeugung die stärkste und lebendigste ist, und die die meiste Energie und das meiste Geschick besitzt, siegt zuletzt über die anderen; aber was beweist uns, auch selbst nach dergleichen Erfolgen, daß die Ansicht dieser Partei die beste oder auch nur bessere ist, zumal wenn ein Sokrates, ein Epaminondas oder ein Cato in den Reihen der Gegner stehen? Zwei gegen einander erbitterte Parteien stellen nur zwei irrige Extreme dar. Erhebt sich eine dritte Partei, so ist sie nur ein Irrthum, nur eine Lüge mehr.

Fast immer ist es das Falsche, wodurch das menschliche Geschlecht geleierte wird, und schon dies wäre ein hinreichender Grund, sich von den allgemeinen Debatten des Jahrhunderts klüglich fern zu halten, wenn wir eben unserer Einsicht und unserem Urtheil Folge leisteten; so aber glaubt Keiner, seine gesellschaftliche Pflicht würdig erfüllt zu haben, ehe er nicht auch dem allgemeinen Taumel seinen Tribut gezollt hat mit einer sogenannten Meinung. Für eine Partei-Meinung zu repräsentiren und für dieselbe einzustehen, ist die schmachlichste aller Sklavereien.

Fassen wir jetzt das bisher Gesagte in ein Resumé zusammen, das wenigstens den äußeren Anschein eines Prinzips habe.

Das unbedingtste Nothwendige, das einzige Unbedingte vielleicht, für die menschliche Gesellschaft, ist das an- und eingeberne Gefühl, die instinktartige unmittelbare Erkenntnis des moralischen Guten und Bösen. Der Mensch ist damit ausgestattet, und wer dies leugnet, verleugnet sein Gewissen und höhnt die Stimme desselben. Das zweite für den Zustand des Menschen Nothwendige ist das eingeborne Gefühl für Ordnung, der Instinkt, der ihn antreibt, Ordnung zu gründen, wo sie noch nicht ist, sie wiederherzustellen, wo sie aufgehört hat, und sie aufrecht zu erhalten, wo sie besteht. Der Mensch besitzt diesen Trieb in einem so hohen Grade, daß selbst die wildesten Freunde und Begünstiger der Unordnung, wenn sie nicht offenbar wahnwichtig sind, mitten im Taumel der Zerstörung und durch alle Verwüstung hindurch, immer nur die Ordnung als Ziel im Auge haben. Auf diesen beiden Grundlaggen also ruht das Leben der Staaten und folglich auch die wahrhaftige Beziehung der Völker.

Ueber diese beiden Vermögen hinaus erhebt sich der Glaube, der moralische Instinkt des Geschlechts, der durch die Offenbarung zur Gewissheit gesteigert ist. Der Mensch, der den Glauben hat, ist durch diesen einen Besitz auf die erste Stufe der Bildung erhoben, weil er durch den Glauben befreit ist von der eiteln Unruhe und den wilden Wirren, von denen die Zeit gepeinigt und zerrissen wird.

Alles sonst ist positiv falsch, oder, Alles sonst ist nur relativ wahr; beides läuft in der Anwendung ziemlich auf eins hinaus.

Die moralischen Institutionen des menschlichen Geschlechts reduzieren sich also auf eine sehr kleine Anzahl von Prinzipien des Instinkts oder der Lehre.

„Thue keinem Andern, was du nicht willst, das dir gethan werde“, sagt Jesus. „Liebet euch unter einander“, sagt der Apostel Johannes. — Das ist die sociale Wahrheit.

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“, sagt Jesus ferner. „Anerkennet euch der Regierung“, sagt der Apostel Paulus. — Das ist die politische Wahrheit.

Wer sich mit dem, was hierüber hinausgeht, viel zu schaffen macht, ist nicht klug und setzt seinen Geist an unfruchtbare Worte und hohlen Schall. Verba, voces, nihil.

Was darüber hinaus liegt, das ist das weite legitime Gebiet des Skeptizismus; ich meine nicht jenen stolzen Skeptizismus des eiteln Sophisten, der den Zweifel auch bis auf seinen moralischen Instinkt ausdehnt und an Allem zweifelt, dem Nichts mehr fest und heilig ist, sondern den sokratischen Skeptizismus des echten Weisen, der nur an Allem, was über seinen moralischen Instinkt hinausgeht, klügerweise zweifelt, weil er nichts davon weiß, als nur dies, daß er nichts davon wissen kann.

In diesem Sinne ist Montaigne's: Was weiß ich? tief philosophisch, wie es auch im innersten Grunde moralisch und religiös war.

Und in diesem Sinne haben wir auch jenes herrliche Spanische Sprichwort zu nehmen, das, wenn die Spanische Nation danach handeln wollte, ihr gegenwärtig viel Unheil und blutige Kämpfe ersparen würde, und das wohl Zeit wäre, in unaußersichtlicher Schrift über alle gesetzgebenden Kammern, über alle Gerichtshöfe und Schulen gesetzt zu werden:

De las cosas más seguras  
La más segura es dudar.

Ch. Rodier.

## Schweden.

Graf Georg Adlersparre.

Der Tod des Grafen Georg Adlersparre<sup>\*)</sup>, der am 23. September 1835 erfolgte, gab in Schwedischen Blättern zu vielen Mittheilungen aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes Veranlassung, die sowohl in Bezug auf ihn selbst, als auf die Regierungs-Veränderung in Schweden, an der er so thätigen Antheil genommen, interessante Beiträge enthalten. Es ist daraus unter Anderem auch zu ersehen, daß Adlersparre es nicht war, von dem, wie oft geglaubt wird, der Plan zu den Ereignissen des Jahres 1809 ausging. Wer der ursprüngliche Urheber derselben gewesen sey, darüber ruht noch ein Schleier, den vielleicht selbst die Nachwelt nicht mehr zu heben vermag. Adlersparre (so erzählt die Schwedische Literatur-Zeitung) war um diese Zeit Befehlshaber in der Provinz Wermund und Zeuge der auch hier bei allen Klassen der Bevölkerung über die verzweifelte Lage des Vaterlandes herrschenden Unzufriedenheit und Aufregung. Als er in den Plan zur Regierungs-Umänderung eingeweiht wurde, gab er nur unter den für ihn ehrenvollen Bedingungen seine Einwilligung, daß kein Blut vergossen, kein Volks-Auslauf erregt werde, und daß das Heer zu nichts Anderem gebraucht werden solle, als die Zusammenberufung der Reichsstände zu beschirmen. Auf diese Weise also ward Adlersparre, wie Karl XIII. ihn scherzend nannte, „ein edlter Revolutionemacher.“

Merkwürdig ist das Schreiben, welches er am 21. März 1809 durch seinen Adjutanten, Freiherrn Ankarward, an den damaligen Reichs-Vorsteher, Herzog von Södermanland (später Karl XIII.), erließ, und worin es heißt: „Sollte nicht die Schwäche und Unschlüssigkeit, welche jeder Schwedischen Regierung, an deren Spitze kein König ist, anhängt, baldigt, kräftig und rechtmäßig aus dem Wege geräumt werden können? Ich glaube nicht, daß Intriguen und Kabalen, unzertrennlich von einer großen politischen Umwälzung, auf andere Weise beseitigt werden können. Ich bin sogar überzeugt, daß die Kabalen in der kurzen Zwischenzeit zwischen der geschahenen Veränderung und der Zusammenkunft der Stände gefährlich werden können, wenn nicht ein kräftiger Schritt gethan wird. Dieser Schritt, der nach meiner Ueberzeugung Schweden retten wird, wäre folgender: Den Tag nach der Ankunft der Truppen dürften Ew. Königl. Hoheit es für gut befinden, Ihr Conseil zu verändern. — Dem Conseil werden zwei Priester, zwei Bürger und zwei Bauern, die kein Volk in Ansehen haben, hinzugefügt. — Den Tag nach dieser für das Allgemeine erwünschten Veränderung stellen sich alle Truppen und die bewaffnete, vorher von der Sache in Kenntniß gesetzte Bürgerschaft rings um das Schloß auf. Die 30 Aeltesten versammeln sich auf Ihrem Zimmer. Ew. Königl. Hoheit reklamiren in der Sitzung des Conseils Ihr Erbrecht zur Schwedischen Krone, erklären sich in Folge dieses zum König von Schweden, erbiten sich, vor den Ständen ihr Erbrecht durch Aktenstücke zu erweisen, tragen ihnen auf, einen adoptirten Thronfolger nach ihrem eigenen Wohlgefallen zu erwählen, verkündigen dies den Bürgern und dem Militair und werden als König von Schweden ausgerufen. Hier-

<sup>\*)</sup> Geb. in Jemtland, den 28. März 1760.

mit wird ein seliges Ende allen Intriguen, aller Schwäche, allem Schwanken bereitet. Wird der Thronfolger dann auch aus Französischer oder Dänischer Habrit verschrieben, so wird doch der Einfluß dieser Mächte das National-Gefühl Schwedens nur wenig verletzen, so lange Sie, Herr Herzog, es regieren; und der adoptirte König hat Zeit, sich bei uns zu naturalisiren. Schweden bestimmt wenigstens für diesen Augenblick einen König, wie ihn Schweden haben will und muß; und dieser König ist vom Wasa-Geschlecht, ist wegen seiner friedlichen Gesinnung und seiner Liebe zum Vaterlande bekannt, hat Siege erfochten und führt den Namen Karl. Ich weiß wohl und begreife es auch, daß Sie, der Sie frei von Herrschsucht sind und nur das Vaterland und Ihre Ruhe lieben, wenig geneigt seyn werden, diese Erhebung anzunehmen; aber ich weiß auch, und dies ist mir Trost und Hoffnung in dieser für Millionen großen Angelegenheit, daß Ihnen keine Aufopferung zu schwer, keine Würde zu drückend ist, wenn Schweden mit Sicherheit gerettet werden kann.“

Adlersparre (fährt die oben genannte kritische Zeitung fort) war ein Mann von wahren, unerschütterlichem Patriotismus und erhabenen Gesinnungen, dabei von der lebenswürdigsten Persönlichkeit, und man kann das Gemälde seines Lebens mit einer nordischen Landschaft vergleichen, mit ihren hohen Gebirgen, ihren klaren Quellen, ihren erusten Wäldern, um deren Gipfel die Sonne ihre lächelnden wohlthuenden Strahlen wirft. Doch hatte er auch seine Fehler, und noch in seinen letzten Lebensjahren hat er sich einem scharfen Tadel ausgesetzt, als er in seiner „Sammlung geheimer Memoiren“ nicht nur mehrere für die Doffentlichkeit noch nicht reife Staats-Aktenstücke, sondern auch seinen Briefwechsel mit Karl XIII., dem Prinzen Christian August, den Grafen von Engeström und Wetterstedt und anderen noch lebenden Personen herausgab, weshalb er auch im Jahre 1831 vor Gericht gezogen ward.

Adlersparre war auch Schriftsteller, und vorzüglich hat er sich als Prosaist einen ehrenvollen Namen erworben. Sein Stil ist energisch, klar, wohlthönd und hat das Auszeichnende, daß er, wie das Sprichwort sagt, den Nagel immer auf den Kopf trifft. Unter seinen herausgegebenen prosaischen Schriften sind besonders bemerkenswerth: „Blick auf die Wasa-Könige“, die Zeitschrift: „Unterhaltung über verschiedene Gegenstände (Läsning i blandade ämnen)“, „Kriegs-Denkwürdigkeiten“, „Historische Memoiren“ u. s. w. Durch Herausgabe eben genannter Zeitschrift, die in einer die Doffentlichkeit nicht so begünstigenden Zeit wie die unsrige begonnen und fortgesetzt ward, legten Adlersparre und seine Freunde und Mitarbeiter Leopold, Silfverholpe, Lehnberg und der berühmte Arzt David Schulzenheim viele Freimüthigkeit an den Tag. Seine Briefe, die Muster von Klarheit und Einfachheit sind, gehören mit zu den besten, die die Schwedische Literatur aufzuweisen hat. Auch ist sein nachgelassener Briefwechsel noch besonders sehr interessant, weil er mit den vorzüglichsten Personen Schwedens, mit Hellgren, Rosenstein, Leopold, Calonius<sup>\*)</sup>, Verelius, Lingstradius<sup>\*\*)</sup>, Madame Lenngrén<sup>\*\*\*)</sup>, Franzen, Geijer, Tegner und mehreren Andern geföhrt ward. Auch als Dichter ist Adlersparre aufgetreten, doch ohne besonderen Ruhm als solcher einzuwürden. Noch auf dem Todtenbette dichtete er ein Lesbewohl an das Vaterland und seine Freunde, das seine letzten Gesöhle und seine letzten Wünsche enthält.

### Bibliographie.

- Nya Teckningar utur Hvardagslivet. (Neue Skizzen nach dem täglichen Leben.) Zweiter Theil.  
Minne och Poesi. (Erinnerungen und Gedichte.) Von Samuel Johan Hedborn. Linköping.  
Winterblommor för år 1836. (Winterblumen.) Gesammelt von G. S. Mellin. Taschenbuch auf das J. 1836. Stockholm.  
Historisk Öfversigt af den äldre och nyare Litteraturen. (Uebersetzung von Friedrich von Schlegel's Geschichte der Literatur.) Skara.

### Mannigfaltiges.

— Französisches Drama. Die Pariser Theater brachten im vorigen Jahre nicht weniger als 221 neue Stücke, worunter sich 139 Vaudevilles befanden. 183 verschiedene Autoren hatten an diesen Neuigkeiten gearbeitet — so daß auf jeden Verf. durchschnittlich 1½ Drama kommt. Scribe, der jetzt zum Mitgliede der Akademie erwählt worden, gehört zwar noch immer zu den Fruchtbarsten, wird aber, wie selbst seine Freunde zugeden, mit jedem Tage eintrüger und sader. Insofern man annehmen kann, daß in Paris jetzt auch für alle andere Europäische Theater, die ihrerseits noch armseliger als das Französische sind, gearbeitet wird, sind jene 183 Schriftsteller die einflußreichsten in der Welt; denn keines Menschen Ideen sind wohl so, wie die ihrigen, gleichzeitig in Lissabon und in St. Petersburg, in Stockholm und in Neapel, verbreitet und freundlich aufgenommen. Deutschland dürfte kaum den vierten Theil von jener Anzahl dramatischer Schriftsteller aufzuweisen haben, besonders wenn diejenigen nicht mitgezählt werden, die fast nur aus dem Französischen übersehen. Von den eilf Pariser Theatern führte das „Vaudeville“ im vorigen Jahre die meisten neuen Stücke (27) auf; das Théâtre Français zählte deren 10, und zwar: Chatterton, Drama; Richelieu, Lustspiel; Charlotte Brown, Lustspiel; Angelo, Drama von Padua, Drama; die beiden Muhammedaner, Lustspiel; die Präsentation, Lustspiel; Jakob II., Drama; Lavater, Drama; Don Juan d'Austria, Lustspiel, und die vernünftige Ehe, Lustspiel.

<sup>\*)</sup> Calonius, Professor zu Åbo, war ein berühmter Rechtsgelehrter.  
<sup>\*\*)</sup> Joh. Ad. Lingstradius, Bischof von Upsala, war einer der geistreichsten und gelehrtesten Männer Schwedens.  
<sup>\*\*\*)</sup> Anna Lenngrén, eine lyrische Dichterin.